

Manche Geheimnisse bleiben

Die Maya gehörten zu den Hochkulturen in Mesoamerika, einem Siedlungsraum in Mittelamerika. Ihre erstaunliche Schrift ist bis heute nur zum Teil entziffert. Eine Herausforderung ist der Sprachwandel im Lauf der Jahrhunderte.

ANDREAS LORENZ-MEYER

Gustav Bernoulli, ein Arzt aus Basel, reiste 1877 durchs Tiefland von Petén im heutigen Guatemala. Dort traf er auf imposante Ruinen: Tempel und Pyramiden, vom Regenwald überwuchert. Es waren die Überreste von Tikal, im 1. Jahrtausend ein blühendes Zentrum der Maya-Kultur mit vielleicht 100 000 Einwohnern.

Bernoulli entnahm den Ruinen prächtige Türstürze aus Holz und liess diese in die Schweiz bringen. Was die Hieroglyphen auf den hölzernen Abdeckungen bedeuteten, erfuhr er aber nicht mehr, denn er starb auf der Rückreise. Seine Souvenirs befinden sich heute im Museum der Kulturen Basel.

Zerstört durch Spanier

Von den Schriftzeugnissen der Maya-Klassik (250 bis 900 nach Christus) und Postklassik (900 bis 1500) ist wenig geblieben. Die Konquistadoren zerstörten sie mit grossem Eifer. Nur drei Maya-Bücher aus Rindenpapier sind erhalten. Diese Maya-Kodizes beinhalten unter anderem astronomische Tafeln und Prohezeungen.

Andere Texte sind auf Keramikgefässen verewigt. Zudem berichten die Stelen und Altäre in den Ruinenstädten, die sich über das Maya-Gebiet verteilen, von historischen Ereignissen wie etwa Inthronisationen. Auf ihnen inszenierte die Oberschicht ihre Macht.

Einen Schlüssel zur Entzifferung der Maya-Schrift lieferte um 1560 ein missionierender Franziskaner namens Diego de Landa. Er gehörte zu den fleissigsten Zerstörern der Schriften. Zugleich liess er sich aber die Kultur der Maya und ihre Hieroglyphen erklären, um besser missionieren zu können.

Kein Alphabet

Er glaubte, Buchstaben vor sich zu haben. Was aber ein Irrtum war, denn die Maya kannten kein Alphabet, sie nutzten Wortzeichen, kombiniert mit Silbenzeichen, was erst in den 1950er Jahren ein Russe namens Yuri Knorosow nachweisen konnte. Damit öffnete sich auch der Zu-



Zeugen aus Maya-Ruinen: Die Mayas kannten kein Alphabet, sondern eine Bildsprache.

gang zur Schrift. Von nun an konnte sie nicht mehr nur gedeutet, sondern wie eine Sprache gelesen werden. Inzwischen sind 60 bis 70 Prozent der Hieroglyphen entziffert, sagt die Maya-Forscherin Ute Schüren.

Wie das gemischte System aus Wort- und Silbenzeichen funktioniert, veranschaulicht der Name des Herrschers von Palenque. K'inich Janaab Pakal regierte 68 Jahre, von 615 bis 683, über die Tempelstadt, die in Süd-mexiko liegt. Der letzte Teil seines Namens, Pakal, bedeutet Schild. Die Silbenzeichen pa, ka und la verbinden sich zu pa-ka-l(a), wobei der Vokal der letzten Silbe stumm bleibt. Pakal

also. Das Schild im Namen des Langzeitherrschers drückten die Maya-Schreiber manchmal auch als Bildsymbol aus. Weil ein Bild-

Inzwischen sind 60 bis 70 Prozent der Hieroglyphen entziffert.

Ute Schüren
Maya-Forscherin

symbol allein aber nicht immer eindeutig war, hängten sie zum Teil ein Silbenzeichen an. So gab es keinen Zweifel mehr, wer gemeint war.



Bilder: pd

Bei der Entzifferung ist die Forschung auf koloniale Quellen angewiesen, von den Spaniern und indigenen Schreibern nach der Eroberung im 16. Jahrhundert erstellt. Die meisten der erhaltenen Schriftwerke stammen aber aus der Zeit zwischen 250 und 900. Es liegt also mehr als ein Jahrtausend dazwischen. Beim Versuch, die Sprache zu rekonstruieren, muss darum immer der Sprachwandel seit der Maya-Klassik mit eingerechnet werden.

Ganze Sprachfamilie

Hinzu kommt, dass es nicht eine Sprache, sondern eine ganze Sprachfamilie gibt. Sie ent-

wickelte sich einst aus einer Protosprache, dem Ur-Maya. Die Tieflandsprachen gelten dabei als besonders wichtig. Forscher stehen manchmal vor der kniffligen Frage: Ist dieses Schriftwerk in Yukatekisch oder in Ch'ol verfasst? Der Unterschied kann in einer kleinen Lautverschiebung liegen.

Zum Ende der Klassik begann der Maya-Kollaps. Er wird häufig mit dem Untergang der Maya gleichgesetzt. Eine Katastrophe, die plötzlich hereinbrach, gab es aber nicht. Vielmehr verlor die Elite in den blühenden Zentren ihre Machtbasis. Diesen allmählichen Prozess dokumentiert das Ende des Stelenkultes, das um 780 nach Christus begann, in manchen Städten aber auch erst nach 900. Durch den Wegfall der Oberschicht blieben auch Auftragsarbeiten liegen. Das Relief von Altar L in Copán etwa ist unvollendet. Ute Schüren: «Als hätte der Künstler das Einmeisseln der Inschrift mitten im Satz unterbrochen.»

Anhaltende Trockenzeit

Doch was waren die Ursachen der Krise, welche die Bevölkerungszahl im zentralen Tiefland um Tikal von 1,5 Millionen auf 280 000 sinken liess? Forscher fanden heraus, dass es eine langanhaltende Trockenzeit gab. Wasserreservoirs trockneten aus, es kam zu dramatischen Ernteeinbrüchen. Hinzu kamen demographische und politische Faktoren. Die Spätklassik war eine unruhige Zeit, voller Konflikte zwischen den autonomen Maya-Städten, mit ständigen Überfällen. Ein Grund dafür: Die Ressourcen wurden knapp, weil die Bevölkerung stark anwuchs.

Nach vorsichtigen Schätzungen war das Maya-Tiefland so dicht besiedelt wie Java und China. Auf einen Quadratkilometer kamen 180 Personen, in den urbanen Zentren sogar 600. Durch die häufigen Missernten litt zudem die Legitimation der Herrscher. Sie begannen zwar neue Paläste zu bauen – Architektur als Versuch, sich neu zu legitimieren. Doch es nützte nichts. Sie waren offensichtlich kein Garant mehr für Wohlstand. Das Volk stimmte mit den Füßen ab und verliess die Städte.

Krähen sind Rechts- oder Linksschnäbler

Neukaledonien-Krähen (*Corvus moneduloides*) sind für ihren geschickten Werkzeuggebrauch bekannt. Sie nutzen beispielsweise kleine Stöckchen, um in Baumstämmen nach Käferlarven zu stochern. Dabei ragt die Stöckchenspitze bei manchen Tieren rechts aus dem Schnabel, bei anderen links. Forscher um Alex Kacelnik von der Universität Oxford entdeckten, dass die Sehstärke der Krähen für die Vorliebe ausschlaggebend ist. Neukaledonische Krähen haben ein ungewöhnlich weites Sichtfeld. Zunächst dachten die Forscher, dass die Rabenvögel beide Augen nutzen, um das Stöckchen oder andere Werkzeuge zu steuern.

Körperliche Anpassung

Stattdessen dient das weite Sichtfeld aber wohl dazu, mit einem Auge ein Objekt noch jenseits der Schnabelspitze sehen zu können. Es handle sich um eines der wenigen bekannten Beispiele von einer körperlichen Anpassung an den Werkzeuggebrauch. Sieht eine Krähe auf dem rechten Auge besser, hält sie die Stöckchenspitze auf der linken Schnabelseite – und umgekehrt. So liegt das Werkzeug beim Stochern immer im Blickfeld des besseren Auges.

Die Krähen kommen nur auf der Pazifikinsel Neukaledonien vor. Sie sind neben Menschen und Schimpansen die einzigen bekannten Arten, die zu sequenziellem Werkzeuggebrauch fähig sind – zur Nutzung mehrerer Werkzeuge hintereinander, um an ein Ziel zu kommen.

Intelligent wie Siebenjährige

Die Krähen sind so intelligent wie in antiken Fabeln beschrieben: Mit Steinen soll eine Krähe in einer Erzählung des griechischen Dichters Äsop den Wasserstand in einem Krug so weit erhöht haben, dass sie trinken konnte, was Forscher jetzt mit einem Test nachweisen konnten.

Die Geschicklichkeit der Vögel entspreche etwa der von fünf- bis siebenjährigen Kindern, schreiben die Forscher. Eine andere, in «Science» vorgestellte Analyse hatte ergeben, dass 70 Prozent der Krähen zu Stöckchen greifen, um nach Käferlarven in verfaulenden Baumstämmen zu stochern. (sda)

Christoph Waltz im neuen Bond-Film «Spectre»

Via Live-Stream verkündete Regisseur Sam Mendes in London Titel und Besetzung des 24. James-Bond-Abenteuers. «Spectre» heisst der Film, in dem Daniel Craig erneut in die Rolle des britischen Geheimagenten schlüpft, und Christoph Waltz zum Gegenspieler hat.

Mendes stellte Waltz zwar als «wohl wichtigsten Teil des Casts» vor, nannte aber nicht dessen Rolle. Während Medien zuletzt spekuliert hatten, der 58-Jährige werde den legendären Bond-Erzieher Ernst Stavro Blofeld verkörpern, gaben ihm die Macher auf Twitter nun den Namen Oberhauser.

Der Wiener Waltz steigt damit jedenfalls in die Riege der ultimativen Bösewichte auf. Für seine Rolle als SS-Mann Hans Landa in «Inglourious Basterds» (2009) hatte er ebenso einen Oscar als bester Nebendarsteller erhalten wie für jene als Kopfgeldjäger in Quentin Tarantinos Nachfolgefilm «Django Unchai-

ned» (2012). Als neues Bond-Girl wählte Mendes die 29-jährige Französin Léa Seydoux («La vie d'Adèle») aus, ebenfalls im Film auftreten wird die 50-jährige Italienerin Monica Bellucci.

Über den Inhalt des neuen Agentenstreifens wollte Mendes nichts verraten, der Titel aber gebe bereits Hinweise. So ist «Spectre» (im Deutschen: «Phantom») jene Terrororganisation, der Blofeld vorsteht. Filmstart von «Spectre» ist Ende Oktober 2015, gedreht wird ab Montag in Österreich, London, Rom, Mexiko und Marokko. (sda)



Daniel Craig, Christoph Waltz.

600 Einladungen zum Genuss

Der «Guide Bleu» empfiehlt über 600 Restaurants in der ganzen Schweiz. Neben den altbekannten Topadressen enthält er auch zahlreiche weniger geläufige Namen – und lädt so zu Entdeckungen ein.

BEDA HANIMANN

Nach «Gault Millau» im Oktober und «Guide Michelin» im November ist nun auch der dritte namhafte Gourmetführer erschienen, der «Guide Bleu». Er ist von der Aufmachung her der nobelste und einladendste der drei: Umschlag in Dunkelblau und Gold, grosszügiges Layout mit Farbfotos, übersichtlich und klar gestaltet mit einem Restaurant pro Seite. Als ständiger Begleiter in der Jackentasche ist er allerdings definitiv zu gross.

Den blauen Führer gibt es seit über vierzig Jahren. 2012 kam er nach einem Besitzerwechsel mit neuem Konzept heraus, die jetzige Ausgabe ist die zweite der neuen Ära. Der Anspruch, schreibt die Testverantwortliche und Spitzenköchin Irma Dütsch im Vorwort, sei der gleiche geblieben: Restaurants mit einer überdurchschnittlichen Leis-

tung in Küche, Service und Ambiente zu würdigen. Über 600 Lokale haben diesen Anspruch erfüllt, 82 von ihnen stehen in der Ostschweiz.

Profi-Jury und Laientester

Es liegt in der Natur der Sache, dass die üblichen Verdächtigen in jedem Gourmetführer zu finden sind. Was die Ostschweiz betrifft: Die «Äbte-stube» in Bad Ragaz und der «Mammertsberg» in Freidorf bekommen auch im «Guide Bleu» Bestnoten, knapp dahinter folgen der «Römerhof» in Arbon, der «Schlüssel» in Mels, die «Villa Aurum» in Rapperswil, der «Gupf» in Rehetobel, «Vreni Gigers

Jägerhof» in St. Gallen und der «Kunsthof» in Uznach. Dass Wolfgang Kuchler und seine «Taverne zum Schäfli» fehlen, rührt wohl daher, dass er bald an seinen Sohn übergibt.

Es gibt aber durchaus auch weniger geläufige Namen wie «Dolce Vita» in Balgach, «Sagibeiz» in Murg oder «Fascino» in Frauenfeld. Schweizweit sind es über 200 Betriebe, «die noch gar nie von einem Gastroführer getestet wurden». Da liegt also tatsächlich viel Entdeckungspotenzial drin.

Die Wahl der Restaurants hat eine professionelle Jury um Irma Dütsch vorgenommen, getestet wurden die Lokale jedoch von über vier-

zig Testern – «keine Journalisten oder Berufsköche, sondern Menschen mit einer grossen Affinität für die Gastronomie», wie Irma Dütsch schreibt.

Restaurant als Gesamterlebnis

Die Restaurants werden mit Noten von 5 bis 10 bewertet und in kurzen Texten beschrieben, wobei nicht die Aufzählung von Speisen im Zentrum steht, weil der Restaurantbesuch als Ganzes zum Erlebnis werden soll, wie Chefredaktor Karl Wild schreibt. Symbole weisen auf Eigenheiten wie Käseauswahl oder Schweizer Schnapsspezialitäten hin. Dass aber ausgerechnet auf die Angabe der Ruhetage verzichtet wurde, ist auch im Internetzeitalter verständlich. Ein höchst anregendes Amuse-bouche ist der «Guide Bleu» auch so.

Irma Dütsch, Karl Wild: Guide Bleu, Weber-Verlag 2014, 720 S., Fr. 49.-

